

fe dem Großvater den Tag nicht ver-
derben wollte, mußte sie halb Neun am
Frühstückstische sein. Das war auf
diesem Wege, der sich bald auf bald ab-
wärts, hier um eine Klippe, dort im
weiten Bogen am Abhänge hingog,
nicht möglich. Aber da kam ein Sei-
tenpfad, der steil abwärts, gerade den
Weg's in's Thal zu führen schien.
„Ellnor, wagen wir's?“ fragte Jo-
hanna, den schmalen Hals des Pferdes
klopfend; mit fröhlichem Kopfnicken
schien das Thier zu antworten, und die
Reiterin schlug den schlüpfrigen, be-
nahe senkrechten Waldweg ein.
Vorwärts, mit bewunderungswür-
dig sicherem Tritte löste Ellnor die Auf-
gabe; nach kaum zehn Minuten war
der Waldesraum und damit die Thal-
sohle erreicht.
„Bravo, Ellnor! Nun zum Lohn
einen fröhlichen Galopp!“ rief Jo-
hanna wieder, und dahin flogen sie,
den schmalen, vielfach von Gräben
durchschnittenen Ager entlang, der
zwischen Wald und Aedern bis zur
Dönningshäuser Felsmark hinzieht.
Die Grenze dieser Felsmark ist ein
Bach, der in tiefem, steinigem Bette
vom Walde niederstürzt und sich weiter
unten mit der Dönningshäuser Enne
vereinigt. Der kleine Fluß macht hier
plötzlich eine Biegung nach Süden, wäh-
rend die Felsstraße, die sich bis dahin
an seinem Ufer hingezogen, ihn mittelst
einer Brücke überfährt und, ihre
frühere Richtung nach Osten beibehal-
tend, nach Klausenburg führt.
Auf diese Brücke zu fuhr von Klaus-
enburg her ein Reiterpaar, dessen
Innere die Reiterin aus dem Walde
herausredete und, von Goldhund be-
gleitet, über den Ager hinweg fahen.
„Donnerwetter, die kann's!“ rief
der schwarzhäutige Mann, der im Fond
des Wagens saß. „Die hat ihr Pferd
im Hügel — auch das Thier ist nicht
übel. Hui, hui! Da nimmt sie den
Graben.“ „Donnerwetter, noch einen.
Bravo, bravo!“
„Das muß Johanna sein!“ sagte
die Frau an seiner Seite, und das klei-
ne Mädchen auf dem Rückstege beugte
sich vor und rief:
„Johanna — o, ich will zu ihr!“
Der Mann hörte sie nicht; immer
lebhafter glänzten die schwarzen Augen
in dem braunen, energischen Ge-
sicht.
„Nun der Bach!“ fuhr er in seinen
Auswartungen fort. „Wah, hab's er-
wartet... die Bestie will nicht über's
Wasser... tost und sprudelt gar zu arg...
Aber die Reiterin will, huffa! —
vorwärts! Bravo, bravissimo!“
schrie er mit einer wahren Löwenstimme,
ließ den Hut vom Kopfe und schwenkte
ihn unter wiederholten Bravorufen.
Auch die kleine hatte ihr Taschentuch
herangezogen, ließ es im Winde flat-
tern und stimmte in den Beifall des
Mannes ein. Hören konnte sie Johanna
nicht; Wind und Wasser überlöteten
ihre Stimmen, aber sie sah das
Gutsherrn, das flatternde Tuch,
schämte sich des Schauspielers, das sie
unbewußt gegeben hatte, und ritte quer-
feldein in gerader Richtung dem
Schlosse zu.
Sie kam noch eben recht zum Früh-
stück und war doppelt froh, es durchge-
setzt zu haben, da sie den Großvater so
schon mißgestimmt fand. Magelone
hatte den schon mehrmals eigenmächtig
verschobenen Termin ihrer Rückkehr
auf's Neue hinausgeschoben.
„Das soll ein Ende haben!“ sagte
der alte Herr, nachdem er seiner Schwie-
ger und Johanna Magelonens Brief
mitgeteilt hatte. „Heute noch schreibe
ich ihr, morgen Mittag, spätestens mor-
gen Abend hat sie den Brief, und über-
morgen wird sie gefälligst nach Haus
kommen. Ich kann dies moderne
Herumgobombiren nicht leiden! Schlimm
genug, daß ich's den Jungen
nicht verwahren kann — aber Ihr
Frauengemurmel wedert hübsch bleiben,
wo Euch Gott der Herr Gut und Weide
bestellt hat.“
Mit diesen Worten stand er vom
Tische auf und ging der Thüre zu. In
demselben Moment wurde Johanna
ein Billet gebracht.
„Der Bote wartet auf Antwort“,
sagte der Diener.
Der Freiherr kam zurück.
„Liedes Kind,“ sagte er; „wenn
Otto heute nach Zammhagen reiten soll-
te, so könnten wir dort mit ihm zusam-
mentreffen.“
Johanna, die auf den ersten Blick mit
einem Gemisch von Schrecken und
Freude erlankt hatte, daß das Billet
von ihrer Stiefmutter war, gebotete
mechanisch, entfaltete das Blatt und
las:
„Liebe Johanna! Da ich nicht weiß,
ob wir unangemeldet kommen dürfen,
sind wir im Dorftrage abgestiegen und
bitten Dich, uns fagen zu lassen, wann
Du uns sehen kannst. Daß uns nicht zu

lange warten. Lisbeth weint vor Un-
geduld.“
„Mit herzlichem Gruße
Deine
Helene.“
Johanna nahm ihren Rutch zusam-
men.
„Lieber Großvater, das Billet ist
nicht von Otto,“ sagte sie mit unsicherer
Stimme. „Meine Stiefmutter und
mein Schwesterchen sind hier... im
Dorftrage,“ fügte sie schnell hinzu,
als sie den alten Herrn auffahren sah.
Er sagte sich gewaltsam.
„Im Dorftrage!“ wiederholte er
nach einer Pause, „da magst du sie auf-
suchen, wenn du sie durchaus sehen
willst.“ Mit diesen Worten wandte er
sich zum Gehen. Tante Thelma folgte
ihm nach.
„Lieber Johann,“ sagte sie in bit-
tendem Tone: „es sieht so unfreund-
lich aus... könnte Johanna die Frau
und das Kind nicht in ihrem Zim-
mer...“
Die Augen des Bruders blühten sie
an, daß sie erschreckend verstummte.
„Thelma!“ rief er, „bestimme dich...
Seltzinger und Raunstreiter hier im
Hause... niemals!“ Mit diesen Wor-
ten ging er hinaus und schlug die Thüre
zu.
(Fortsetzung folgt.)
**Der Herr Sekretär reißt in's
Bad.**
Eine Sommerstizze von Paul A. Kirstein.
„Frau Borchardt, wissen Sie schon —
ich reise in's Bad.“
Die Angerufene neigte sich aus dem
Parterrefenster ihres niederen Häu-
sleins: „In's Bad, Herr Sekretär? —
Machen Sie doch keine Sagen!“
„Ja — endlich einmal!“ Es klang
so sehrschmerzhaft, wie er ihr das mit
freudig gerötetem Gesichte sagte;
man hätte, daran hing sein Sehen
und Trachten. Und die Frau mit dem
gutmüthigen Gesichte lächelte dazu und
sagte ihm zu sich herein, daß er ihr
drinne nachmal sein volles Herz aus-
schüttete. Sie wußte, das erhöhte die
Freude.
Er war der Gemeindefretär einer
ganz kleinen Provinzialstadt, und nur
eingetüchtlichen Umständen verdankte
er seine Anstellung. Sein Vater war
auch Beamter gewesen in einer anderen
Stadt, und hatte es mit Mühe und
Noth durchgezogen, daß sein einziger
Sohn, sein Wille, studiren konnte.
Aber dann starb er, die Mutter auch —
und eine entfernte Verwandte über-
nahm es, für den Stubiosus zu sorgen.
Anfangs ging auch Alles. Mit ihrer
Unterstützung und mit Hilfe von Pri-
vatstunden brachte er sich eben, so gut
als es ging, durch's Leben. Stolz trug
er dabei das bunte Band und auf dem
Haupt die umrandete Mütze und
dümmte sich dabei so groß, so wichtig, als
gäbe es Nichts auf der Welt, was für
ihn nicht zu erreichen war.
Nur im Innern seines Herzens feste
etwas. Es war für ihn so Niemand
da, mit dem er von seinem Glüd
und all seinen Hoffnungen sprechen
konnte, er fühlte sich so liebeleer und
einsam. Da lernte er eines Tages Je-
mand kennen — ein junges Ding,
braun mit dunklen Augen, still und
glüd- betanlagt, fast so wie er. Die
war's! Der konnte er Alles anvertrauen.
Aber die Anderen wollten es nicht,
und als er nicht nachgab, da entzog
man ihm die Unterstützung, und aus
was es bald mit der schönen, goldenen
Studienzeit.
Die Liebe war auch vorüber; sie
durften sich ja nicht mehr sehen.
Dann kam er als Sekretär in die
kleine Stadt. Als Sohn eines Beam-
ten hatten sie ihn schnell genommen.
Unbekannt war er eingezogen, und
vergäme lebte er für sich hin. Das
war hier Alles so ganz anders, als an
der großen Universität. Nichts hier von
dem Brausen und Stürmen, Alles
ruhig und still, so geordnet und gete-
gelt. Aber dann gewöhnte er sich lang-
sam doch. Im täglichen Dienst vergaß
er so viel von selber, daß auch das
Neue bald für ihn kein Belam. Er
wurde heimlich in der kleinen Stadt,
und da er den Bewohnern offen und
freundlich entgegenkam, fand er auf
allen Seiten auch Theilnahme und In-
teresse für sich.
Nur in seinem Innern glühte noch
der Wunsch nach dem großstädtischen
Leben und Treiben, und oft, wenn er
im Kreise guter Bekannter saß, quoll
ihm noch das Herz über von all dem
Schönen und Großen darin, daß ne-
bend ihn die Anderen zum Schweigen
bringen mußten.
Neun Jahre lang hatte er so die
Sehnsucht mit sich herumgetragen, da
stach ihm die einzige Verwandte, und
eine kleine Erbschaft fiel ihm zu.
Sie wußten es gleich in der Stadt
und diskutierten schon eifrig, was er

nun wohl anfangen würde. Heiraths-
fähig war er ja auch schon lange. Ob
er wohl...
Im Stillen machten sich alle Mütter
schon Hoffnungen.
Da erzählte er Frau Borchardt eben,
daß er in's Bad ginge. Sie war die
Erste, die es erfuhr. Stillschweigend
hatte er Urlaub erbeten und ihn gerade
vor einer Stunde erhalten. Und wie
er jetzt bei ihr in der Stube stand, ging
es ihm noch einmal wie im Fluge über
die Lippen, all die Freude, all die
Sehnsucht, die er empfand, wieder un-
ter die Großstädter zu kommen! Und
gerade jetzt im Sommer — in einem
Bad! Wo sie sich aus aller Herren
Länder trafen! Was da für eine Luft
wehen mußte!
Und der stille, ruhige Beamte strahlte
auf einmal ordentlich auf, daß seine
Augen funkelten.
Anna, die Tochter der Frau Bor-
chardt, siebzehn Jahre vorüber, schmie-
gte sich erlösend an die Mutter und
staunte ihn förmlich an.
Endlich fragte sie, mit etwas zittern-
der Stimme: „Und wir hier, wir Alle
in der Stadt... haben wir Ihnen da-
von gar nichts... geben können?“
Er wurde etwas verlegen, dann
streckte er ihr die Hand hin: „Doch
Fräulein Anna, doch — Sie, gerade Sie
und Ihre Mutter — Sie haben mir über
die Schwerste Zeit in meinem Leben hin-
weggeholfen, aber — sehen Sie — ein
einziger glühender Wunsch ist nach alle-
dem in mir geblieben, und jetzt gerade
geht — da dürfen Sie schon nicht
böse sein, wenn ich vielleicht etwas zu-
viel frage!“
Sie schüttelte den Kopf und lächelte,
dann freute sie sich mit ihm.
Am nächsten Tage reiste er ab. Sie-
ben Stunden mit der Bahn! Die ganze
Stadt war fast zum Abschied verlam-
melt. Sieben Stunden! Donnerwet-
ter!
Sie schüttelten ihm die Hand und
wiegeln und spotteten und ermahnten
ihn, und besorgte Mütter nahmen ihm
bei Seite und riefen ihm ab von Dies-
sem und von Jenem; auch vom Heirath-
en! Er konnte ja nie wissen, wen er
in der kurzen Zeit von „da draußen“
bekäme, und als der Zug sich in Be-
wegung setzte, winkten sie mit den Tü-
chern und warfen mit Blumen, als gäl-
te es nicht drei Wochen, sondern einem
Wohlschiede für's ganze Leben.
Der Sekretär aber lehnte sich auf sei-
nen Sitz zurück und lachte vor sich hin.
Heirathen, ja wohl! Geld genug hatte
er nun dazu, und sein Verdienst reichte
auch für zwei. Warum also nicht! Und
warum nicht eine von „da draußen“!
Die würde vielleicht etwas mehr Leben
und etwas größere Aufspannungen in
die kleine Stadt bringen. Vertragen
konnten sie es Alle!
Arme Mütter!
Und er kam an in seinem Paradies,
in dem Badeort unter die großstädti-
schen Menschen.
Mit Mühe und Noth fand er ein Un-
terkommen. Es war Alles, was er
sah, so klein und unscheinbar, und gar
nicht so sauber wie zu Hause. Und
dann kostete es eine Menge Geld! Er
berechnete, daß es fast zehnmal so viel war,
wie in der Stadt, und dabei lange nicht
so gut und schön. Aber schließlich
miehete er doch. Er hatte ja gerbt
und wollte sich nach all den schweren
Jahren einmal amüßiren. Warum
sollte es nicht da einmal, dreißt etwas
mehr kosten!
Ueberhaupt wollte er sich, wie er sich
im Stillen sagte, „in den Strudel stür-
zen, da wo er am größten war.“ Das
war noch so ein Ausdruck aus seiner
Studentenzeit, und mit diesem Aus-
druck fiel ihm noch so manches Andere
ein, was er Alles auch in Scene sehen
wollte. Es schwebten ihm so Bilder
vor, als könnte er plötzlich die erste Per-
sönlichkeit sein, die das ganze Bad auf
den Kopf stellte, nach der sich Alle rich-
teten. Er wollte sich zeigen in erhöhtem
Maße, wie er einst als junger Student
gewesen, so voll Lebenslust und Hu-
mor, daß ihn Alle gern haben mußten.
Gängen wollte er dort ihnen Allen und
sich so einschädigen für das reizlose Le-
ben in der kleinen Stadt.
Aber schon die ersten Tage brachten
ihm eine große Enttäuschung. Sein
Alles, was er so mitgebracht hatte,
Garbende, Benehmen und Leben, päk-
te nicht mehr unter die Anderen! Sie
lächelten über das Unmoderne und nach
ihren Begriffen Geschmacklose seiner
Leibung, über seine „ewigen“ Hand-
schuhe, über die großen Boutiquets in
seinen Knopfhörern, und beachteten ihn
dann nicht weiter. Er glaubte, das
würde nur davon her, daß sie ihn nicht
kannnen, und er beschloß, nicht mehr wie
bisher im Restaurant, sondern direkt
an der Table d'hôte zu essen. Seine
Hand war zwar etwas schwer gewor-
den für größere Ausgaben; doch hoffte
er ja dabei Bekanntheit zu machen.
Er kam im tabellosen, langen,
schwarzen Rod; die Leute lächelten
darüber; sie waren da ja nicht ge-

wohnt. Er stellte sich seinen Nachbarn
vor, mit großer Wichtigkeit: „Gemein-
defretär Berger“; sie lächelten wider-
der und nannten kaum hörbar auch ih-
ren Namen.
Werkwürdig überhaupt! In seiner
Stadt war er doch immerhin eine
Standesperson! Hier achtete man kaum
auf ihn.
Leider konnte er sich fast nie an ihren
Gesprächen betheiligen; sie besprachen
so viel aus der großen Stadt, was er
gar nicht konnte. Er mußte immer
ganz verlegen stillschweigen, und so
bergahen sie oftmals, ihn zu beachten,
ihm „gefegnete Mähzeit“ zu wünschen,
oder Wehmüthiges.
Er fühlte schon zu sehr, wie groß der
Abstand zwischen ihnen war, sein
Gelingen wollte er schon einstellen, aber
Eines wollte er noch versuchen, sich we-
nigstens die Frau, die Lebensgefährtin,
aus diesem Kreise zu holen, damit er
mit ihr wenigstens etwas näher dem
begehrtesten Ziele käme.
Er war unflug genug, es offen zu
sagen.
Die jungen Mädchen lachten schon,
wenn sie ihn sahen, umsonst als er
jedem ganz ungefragt Aufschluß über
seine näheren Verhältnisse gab. Sie
beratheten sich schon, wie sie ihn zum
Sprechen verleiten wollten, und war er
ihnen dann wirklich in die Falle gegan-
gen, lachten sie, daß sie sich kaum halten
konnten.
Er schüttelte traurig den Kopf und
ging davon. Er toufte nicht, was sie
hatten.
Und eines Tages, als er mit einer
von ihnen, die ihm besonders gefiel,
allein auf einer Bank an der Prome-
nade saß, wedte ihm die Schönheit der
Umgebung das innerste Gefühl und rief
ihm hin, daß er sie fragte, offen und
eherlich, ob sie sein Weib werden wol-
le.
Sie lachte auf, daß es ihm in die
Seele schnitt, und ihren kommenden
Freundinnen entgegenlaufend, rief sie
ihnen, noch immer lachend, zu: „Kin-
der, denkt Euch doch — der Baumvol-
lene hat mir soeben einen Antrag ge-
macht!“ Sie lachten alle aus vollem
Herzen mit. Den „Baumvollenen“ nannte
sie ihn seiner Handschuh wegen.
Und sie lachten weiter, daß die Men-
schen stehen blieben und Alle es er-
fuhren.
Er aber blühte trübe vor sich hin und
schlich nach Hause.
Nachmittags beim Rurtonger wußte
es das ganze Baderort. Alle zeigten mit
Fingern auf ihn und lachten immer
wieder, und deutlich hörte er aus Allem
heraus:
„Da ja — der richtige Kleinstädter!“
Na war es ihm, als würde man ihn
wieder aus dem Paradies, als müßte er
nun wieder zurück, wo traurig ihm das
Leben winkte.
Er packte seine Sachen und fuhr
ab.
In seinem Wohnorte wunderten sich
die Leute und hänselten ihn. Sie merk-
ten bald, daß er enttäuscht worden war,
und lachten sich in's Häuschen, so daß
er sich vergämt und veröbert wieder
von Allem zurückzog. Nur eine war
anders, Frau Borchardt. Sie holte ihn,
wie früher, wieder zu sich. Und als er
ihr und ihrer Anna eines Abends in
der Dämmerstunde wehmüthig von dem
Allem erzählte, da ging sie plötzlich ein-
mal hinaus, als hätte sie etwas zu thun.
Als sie wieder hereinkam, küßte der
Sekretär ihre Tochter. Das entsetzte
sie nicht weiter, denn sie hatte mit dieser
dieselbe Ansicht, daß man bei alten Er-
innerungen immer besser zu Zweien ist
— wegen der Enttäuschung nämlich,
die dann nicht so schmerzhaft...
Sie dachten ja alle an das Glüd...

Die Eifersüchtigen.
Aus meinem Bekanntschaftskreis von F. Orck.
Man findet selten glückliche Men-
schen, wahrhaft glücklich, daß es sich
verlobt, das Vorhandensein solch ta-
ter Vögel zu verzeichnen. Scheinbares
Glüd tritt Einem oft genug entgegen;
sieht man aber näher hin, guckt man
hinter Mäste und Lave, so entdekt
man den schwarzen Punkt, das Defizit
in der Rechnung, das Stelet im Hause.
Oft sind die Leute, die die glücklichen
spielen, innerlich in der trüblichsten
Verfassung, aber ihre Eitelkeit veran-
laßt sie, sich auf die verhältnißlossten
Schookinder des Schicksals hinauszuspielen...
Max und Karoline, meine
Freunde, sind in aller Thatsächlichkeit
das, was Andere zu sein nur heucheln:
ein fiedelnes glückliches Paar das mit
keinem Kaiser und keiner Kaiserin tau-
schen möchte. Ich kenne sie länger als
ihn. Offen gesagt: sie war nie schön
oder anmüthig. Klein, auffallend ma-
ger, eine Stumpfnase, große Hände —
zum Modell für eine Venus hatte sie
nicht die Eignung mit auf den Lebens-
weg bekommen. Im Gespräche war sie
weder auffallend klug noch ungewöhn-
lich bumm. Alles an ihr trug den

Stempel des Alltäglichen. Es wäre
Einem schwer gefallen, sich über sie zu
ärgern — noch schwerer allerdings, sie
zu bewundern. So sah ich sie aus dem
Badschiff heraus sich entwickeln,
ohne daß sie sich wesentlich veränderte;
ihre beste Eigenschaft hatte schon sehr
frühzeitig sich geltend gemacht und blieb
ihr auch erhalten: eine gewisse Gut-
müthigkeit. Sie habe ich sie etwas We-
nigliches über jemand fagen hören, nicht
einmal über ihre schöneren Atergenos-
sinnen. Reid war ihr fremd, obwar
sie so viel Anlaß dazu hatte! Sie ver-
zieh ihren Freundinnen nicht nur deren
gesellschaftliche Erfolge, sondern sogar
ihre Verehrer, ihre Ehemänner. Was
in ihr vorging, während die anderen
Mädchen sich verlobten und verheiratheten,
das hat Niemand erfahren. Er-
hielt nur die besagte Gutmüthigkeit ih-
ren Gleichmuth oder trug sie in sich die
Gewißheit, daß auch ihre Stunde schla-
gen werde, schlagen müsse? Ihre El-
tern hatten sich mit dem trüben Gedan-
ken vertraut gemacht, daß Karoline als
alte Jungfer durch das Leben gehen
würde; sie bestreben sich, ihr eine, wenn
auch bescheidene materielle Zukunft zu
sichern, aber sie sprachen mit ihr nie
davon, denn sie fürchteten, sie zu krän-
ken. Wie innig sie sie liebten, sie waren
doch nicht blind für ihre Reizlosigkeit,
und so wäre ihnen nicht im Traume
eingefallen, auf einen Freier zu rechnen.
In der Absicht, ihr eine Zerstreuung zu
verschaffen, die ihr später über manche
einsame Stunde hinweghelfen sollte, er-
füllten sie ihr den Wunsch, sie in der
Malerei unterweisen zu lassen. Karo-
line warf sich auf die Landschaft; was
ich von ihren Arbeiten zu sehen bekam,
war nicht viel schöner als die Urheberin.
Eines Sommers bezogen ihre Eltern
eine Landwohnung in der Nähe von
Wien. Die Inassen des lieblichen
Waldwinkels verkehrten viel mit einan-
der, das Duzend Familien gerieth auf
freundschaftlichen Fuß und an Sonn-
und Feiertagen erschienen Besuche aus
der Stadt, die sich ein Wischen Land-
lust in die Lunge pumpen wollten; zu
dieser Gattung gehörte Max, wofür
sein Väter eine Maschinenfabrik,
ein lediger Mann von etwa 45 Jahren.
Solbiger Max war damals kein Ado-
nis, und auch heute ist er es noch nicht.
Baumlang, hager, der Kopf etwas vor-
gebeugt, das Haupthaar und der Voll-
bart leicht ergraut und nur wenig ge-
pflegt, die Kleidung schlapp, im Ver-
kehr wortkarg, nur wenn jemand in
der Gesellschaft einen Witz machte, in
ein lärmendes unbändiges Gelächter
ausbrechend. Entschloß er sich, über-
haupt etwas zu reden, so betraf es sein
Geschäft. Im Uebrigen schien er keine
Interessen zu haben, die das Blut in
seinen Adern schneller rollen machten.
Karoline war, als sie ihn kennen lernte,
nahe an die Dreißig, also um ein Be-
deutendes jünger als er, aber weder er,
noch sie trugen in ihrem Wesen etwas
von ihrer Lebzigkeit zur Schau. So
war es um Beide bestellt, als sie einan-
der nahetraten, und Niemand konnte
ahnen, daß etwas an ihnen sich ändern
würde.
Aber es giebt noch Wunder! Max
und Karoline schlossen sich einander an;
sie wechselten immer eifriger Rede und
Gegetrede, und nach vier Wochen trat
das bedenkliche Symptom bei ihnen ein,
daß sie möglichst zu Zweien sein woll-
ten, unbelästigt von neugierigen Zu-
hörern. Und konnten sie sich der Zeu-
gen nicht erwehren, so pflogen sie doch
Gespräche unter vier Augen, als ob
sonst Niemand für sie auf der Welt ge-
wesen wäre. Sie hörte ihm leuchtenden
Augen zu, wenn er ihr das neue Ver-
fahren zur Beseitigung des Reststei-
nes erklärte; er ließ sich von ihr Stiz-
zen und ausgeführte Gemälde zeigen,
ließ regelmäßig Rufe heller Bewunde-
rung hören und fing an, sich zur öbden-
ten Kunst, die er bisher ignoriert hatte,
in ein persönliches Verhältniß zu setzen.
Sie richteten sich auf einander ein, als
ob sie verheirathet wären, und wer sie
in den kömblichen Spazierwegen sah,
hätte sie für ein seit Jahren und Jahren
vollkommen legitim vereinigtes Paar
halten können — so wenig Brautkuchen
zu so viel Ehe sprach aus dem Wesen
der Beiden.
Als der Herbst kam, geschah das,
was die Eingeweihten erwartet hatten;
er hielt um ihre Hand an. Daß sie ihm
zu Theil wurde, versteht sich von selbst.
Drei Monate waren sie verlobt. Wäh-
rend dieser Zeit verbrachte Max jede
freie Minute bei seiner Braut. Sie
sahen beisammen in einer Fensterstiehe
oder in einer lauschigen Ecke und hatten
ewig zu küssen, und verbargen ihren
Aerger gar nicht, wenn jemand von der
Familie sich in ihre Nähe drängte. Die
guten Freundinnen der Braut zer-
brachen sich ihre Köpfe darüber, was
Max an ihr gefalle; Max galt als
wohlgeliebt, fast als reich, und deshalb
einigte der weibliche Aetropag sich dahin,
daß er eine ganz andere Partie hätte
finden können. Daß man ihn aus Liebe
zum Manne nähme, das leuchtete frei-